

Wenn es der Wirtschaft schlecht geht, rufen Regionen oft Komplementär-Währungen ins Leben –

# In Krisenzeiten werfen Gemeinden



Statt Bargeld wird in Tauschkreisen Zeit getauscht. Foto: Images.com/Corbis

Von Regine Bohrn und Sophia Freynschlag

- Virtuelle Währungen stehen hoch im Kurs.
- Bei Tauschkreisen werden Stunden statt Geld auf dem Konto gutgeschrieben.
- Regiowährungen wie „Waldviertler“ sollen Kaufkraft binden und Jobs sichern.

**Wien.** Wenn es mit der Konjunktur bergab geht, werden Gemeinden und Bezirke erfinderisch und drucken schon einmal ihr eigenes Geld. „Komplementär-Währungen sind wichtig, wenn es eine Notzeit gibt“, erklärt Expertin Margrit Kennedy. Gut zu beobachten sei das beim Schweizer „Wir“, den es seit 1934 gibt. „Wenn es der Wirtschaft schlecht geht, geht er hoch und wenn es wieder gut geht, geht der ‚Wir‘ runter.“

Angesichts der Krise in Griechenland sind die Hellenen auch aktiv geworden. Sie haben zum Beispiel in der Hafenstadt Patras und in Thessaloniki mit der virtuellen Währung „Ovolos“ als Euro-Ersatz eine Art Tauschhandel eingeführt. Seit der Gründung während der massiven Euro-Schuldenkrise im Jahr 2009 haben sich laut Sprecher Spyridon Goudevenos 2300 Mitglieder dem Verein angeschlossen. Ähnliche Bewegungen hat es auch in vielen argentinischen Städten zur Zeit des Staatsbank-

rotts gegeben, erklärt Veronika Spielbichler vom Unterguggenberger-Institut in Wörgl, das nach dem Erfinder der Wörgler Freiwährung, Michael Unterguggenberger, benannt ist.

Das Prinzip der Tauschkreise ist relativ einfach: In Griechenland zum Beispiel bietet ein Mitglied eine Dienstleistung an, dadurch erwirbt es auf der Online-Plattform virtuelle „Ovolos“-Münzen. „Das ist die sogenannte Soziale Währung“, sagt Sprecher Goudevenos: „Der Inhaber des ‚Ovolos‘-Kontos kann dann sein fiktives Geld ausgeben, um sich Lebensmittel oder andere Gegenstände zu kaufen.“

Auch in der mittelgriechischen Stadt Volos hat sich eine ähnliche Bewegung entwickelt. Diese veranstaltet hauptsächlich Tauschtreffen. Im Oktober 2006 wurde in Athen die erste „Time Bank“ vom Europäischen Frauennetzwerk gegründet, die in Stunden abrechnet. „Parallelwährungen stellen ein modernes Phänomen dar“, schreibt Irene Sotiropoulou vom Wirtschaftsinstitut der Griechischen Universität.

## Bezahlen ist nur in der Region möglich

Allerdings floriert nicht nur in Griechenland, sondern auch in Österreich der Tauschhandel. Rund 50 Tauschkreise existieren in Österreich, schätzt Fritz Keller vom Talente-Tauschkreis Salzburg.

Als Einheit dient eine Arbeitsstunde, die nicht in Minuten, sondern in 100 Industrie-Minuten abgerechnet wird. Eine Stunde ist 10

Euro wert – es können aber weder Gutscheine in Euro noch umgekehrt getauscht werden. Die Gutscheine werden an Mitglieder gegen Abbuchung der Zeit vom gedeckten Tauschkreis-Konto des Bezahlers ausgeben.

In diesem Jahr haben sich erstmals in deutschsprachigen Raum vier Tauschkreise aus Wien, Niederösterreich und dem Burgenland zu einem Verbund (www.tauschkreis.at) zusammengeschlossen und wollen damit eine Alternative zum bestehenden Wert- und Wirtschaftssystem anbieten. „Im Tauschkreis tauschen wir unsere Talente und Dinge, die man für Geld oft gar nicht kaufen kann“, heißt es auf der Website.

Auf dem gemeinsamen Marktplatz wird zum Beispiel Korrekturlesen angeboten, ein anderes Tauschkreis-Mitglied stellt sich mit seinem Auto als Fahrer für Transporte zur Verfügung, eine Frau bietet eine Übernachtungsmöglichkeit in Wien im Gegenzug für 2,5 Stunden Arbeit an.

Neben den „Tausch-Währungen“ gibt es aber auch „echtes“ Geld, das parallel zur jeweiligen Landeswährung existiert. Der Zweck dieser Währungen sei in erster Linie, die Region zu stärken, erklärt Kennedy. Die zusätzlich eingeführte Währung, die fantasievolle Namen wie „Waldviertler“, „Styrriön“ oder „Klostertaler“ trägt, will die Landeswährung aber nicht verdrängen, sondern nur ergänzen. Wer eine der Komplementär-Währungen verwendet, stärkt somit die Wirtschaft der Region, da

## Wie Geld eine Gesellschaft zerstört

Von Hermann Sileitsch

- Spenden brachten den Nikobaren mehr Schaden als Nutzen.
- Für traditionelle Tauschgesellschaften ist Idee des Geldes unverständlich.

**Wien.** Die Katastrophe brach unvermittelt über das Inselparadies herein: Erst der Tsunami von Dezember 2004. Dann die Spendenwelle. Beides schnitt tief in das Leben der Bewohner der Nikobaren ein, einer Inselgruppe, die weitgehend isoliert 1300 Kilometer südöstlich von Indien liegt.

„Die Geldspenden waren in keinster Weise hilfreich“, sagt Simron Jit Singh. Der Forscher an der Universität Klagenfurt beschäftigt sich seit 12 Jahren mit dem Sozialgefüge der Insel. „Die Bewohner können mit Geld nichts anfangen“, sagt Singh. Sie praktizieren seit

Jahrhunderten Tauschhandel. „Dabei wird ein Gegenstand danach bewertet, wie viel Zeit und Land zur Produktion erforderlich war“, erklärt Singh im Gespräch mit der „Wiener Zeitung“. Das seien jene Ressourcen, die auf den Nikobaren von jeher knapp waren und von den Einwohnern gut abgeschätzt werden können. „Jeder weiß genau, welcher Aufwand in einem Kanu steckt und in der Aufzucht eines Schweines – und kann beurteilen, ob ein Geschäft fair ist oder nicht.“

### Fremde Marktgesetze

Das begann sich zu ändern, als europäische Schiffe landeten und fremdartige Güter zum Tausch standen, deren Wert sich den Nikobaren nicht erschloss: Uhren, Medikamente, Rum, Werkzeuge, Streichhölzer.

„Der Wert, der sich am Land- und Zeitaufwand bemisst, wird intransparent, sobald unbekannte Variablen ins Spiel kommen“, sagt

Singh. Das könne technologische Produktion sein oder eine Geldwährung. Statt über den nötigen Ressourcenaufwand wird der Wert einer Sache dann dadurch bestimmt, wie begehrt und verfügbar sie ist. Angebot und Nachfrage setzen den Preis, die Grundlage des kapitalistischen Marktes.

Die Nikobaren, die von Fischerei, Jagd, Pflanzenanbau und Handel mit Kokosnüssen leben, konnten und können mit diesem abstrakten Konzept wenig anfangen. Sie wurden deshalb schon vor Hunderten Jahren von Händlern übervorteilt. Viele Einwohner verschuldeten sich heillos, indem sie große Teile ihrer künftigen Produktion an Kokosnüssen und Kokosöl verpfändeten.

Die Absichten mögen die besten gewesen sein, der Schaden war enorm: Die Spendenwelle nach der Flutkatastrophe Ende 2004 brachte das soziale Gefüge vollends durcheinander.

„Plötzlich gab es wieder ganz neue Wertmaßstäbe. Je nachdem, wie viele Menschen und wie viel Land eine Familie verloren hatte, wurden die Spendengelder zugeteilt.“ Das brachte Neid und Missgunst – und die Art der Zuteilung brach jenes Gefüge der Großfamilien auf, in denen die Nikobaren traditionell gelebt hatten, sagt Singh.

### Sinnlose Konsumgüter

Die Nikobaren konnten zudem mit dem vielen Geld wenig Sinnvolles anfangen; Investieren und Sparen sind ihrem Tauschsystem fremd. So flossen große Beträge in kurzlebige Konsumgüter wie Motorräder, TV-Geräte oder Rum. Weitere Unsummen verschwanden, weil die Einwohner die Verwaltung ihrer Bankkonten kurzerhand den Händlern überantwortet hatten.

Die Folge ist Abhängigkeit: Um ihren neuen Lebensstil ohne Spenden beibehalten zu können, werden



Jänner 2005: Ein Einwohner der Nikobaren sammelt Teile seiner durch die Flut zerstörten Behausung. Foto: reu

die Nikobaren ihre Fischbestände oder Kokosnussplantagen ausbeuten müssen – für wenig Geld, weil sie nie wettbewerbsfähig sein werden. „Ich glaube nicht, dass die Einwohner zu ihrem alten Leben zurückkehren können“, befürchtet Singh. Wie wäre dann richtig geholfen worden? „Das Wichtigste wäre zu fragen, was die Menschen wirklich brauchen. Spenden können

ein gravierender kultureller Eingriff sein. Und es muss klar sein, wer wem hilft.“ Vorgeblich humanitäre Hilfe verfolge nämlich oft den Zweck, die eigenen Institutionen einer Region überzustülpen, um daraus langfristigen Profit zu schlagen, sagt Singh: „Nicht von ungefahr fließt meist viel mehr Geld in Infrastruktur als in Lebensmittel, Wasser und Medikamente.“ ■